

Die Zukunft der Ökumene

Acht Thesen für eine Ökumene der christlichen Kirchen

Am 22. Dezember 1982 starb Ferdinand Klostermann. Der bedeutende Pastoraltheologe arbeitete in einem regelrechten Wettlauf mit dem Tod bis zuletzt an einem Buch über „Die Zukunft der Ökumene“. Das Werk blieb unvollendet. Noch im Oktober 1982 hatte die Redaktion der Zeitschrift Klostermann gebeten, einen Abschnitt des geplanten Buches für die Zeitschrift zu einem Aufsatz abzurunden. Am 25. Oktober 1982 antwortete Klostermann – es war dies sicherlich einer der letzten Briefe, die er überhaupt geschrieben hat – wie folgt: „Ich würde den Artikel wirklich gern schreiben. Aber ich muß zuerst mein Buch fertig machen. Außerdem bin ich dzt. in einem ziemlich elenden Zustand . . . Also leider nichts zu machen!“

Nun fand sich im Nachlaß des Verstorbenen ein Fragment, das ziemlich genau dem entspricht, was sich die Redaktion als Beitrag erwartet hatte. Aus der grundsätzlichen Bereitschaft Klostermanns zur Mitarbeit leiten wir die Berechtigung zur Veröffentlichung ab, zu der auch Frau Anna Gusner als Erbin ihre Zustimmung gegeben hat. Für den Druck wurden einige Kürzungen vorgenommen, ohne aber an der Substanz und Diktion des Manuskriptes etwas zu ändern. Der erste Satz des Artikels stammt von der Redaktion. Anmerkungen waren vom Autor geplant, aber nicht auffindbar, so daß wir auf sie leider verzichten müssen.

Der Aufsatz insgesamt stellt wohl so etwas wie ein Vermächtnis Klostermanns dar.

Die Beziehungen des Autors zu unserer Zeitschrift waren stets sehr eng. Das geht u. a. aus den 13 Beiträgen und umfangreichen Rezensionen hervor, die er in einem Zeitraum von genau 30 Jahren für sie zur Verfügung gestellt hat. Sie sind nachfolgend bibliographisch erfaßt.

Versuchungen der Katholischen Aktion? Zu Henri Dumerys Buch: Die Drei Versuchungen des modernen Apostolates, 99 (1951) 193–210.

Laienapostolat und Katholische Aktion. Eine Besinnung nach dem Weltkongreß des Laienapostolates (7. bis 14. Oktober 1951) in Rom, 100 (1952) 249–270, 340–357.

Sacerdos, quis es tu? Zu Michael Pflieglers Buch „Priesterliche Existenz“, 101 (1953) 135–139. Die Problematik des Laienapostolates nach dem zweiten Weltkongreß in Rom, 106 (1958) 89–104.

Sind unsere Pfarren noch echte Gemeinschaften? 112 (1964) 37–46.

Überlegungen zur Reform der theologischen Studien. Anregungen zu einem Gespräch, 112 (1964) 273–313.

Die Studienpläne der katholisch-theologischen Fakultäten und Lehranstalten Österreichs, 113 (1965) 266–275.

Der Weltlaie und sein Apostolat nach dem Zweiten Vatikanum, 114 (1966) 201–223.

Desiderate zur Reform des Laienrechts, 115 (1967) 334–348.

Das Vorsteheramt in der Gemeinde von morgen, 120 (1972) 23–33.

Der Presbyter des Vatikanum II, 121 (1973) 159–162.

Müssen die Priester aussterben? 123 (1975) 356–367.

Affektivität und Zölibat, 129 (1981) 168–170.

(Redaktion)

Man hat heute manchmal den Eindruck, daß die ökumenische Bewegung stagniert, ja daß sie einen Rückfall erlitten hat.

Bei nüchterner Betrachtung der Dinge kann man in absehbarer Zeit kaum auf eine Kircheneinheit hoffen. Umso dringender steht die Frage vor uns: Was sollen und können wir also tun? Die Kirchenleitungen, die Theologen, die Gemeinden an der Basis und die einzelnen Christen?

1. *Die christlichen Kirchen als solche müssen zunächst die schon gegebene oder wiedergewonnene Einheit zur Kenntnis nehmen und den Weg zur vollen Einheit, den das II. Vatikanum nun auch den katholischen Christen gewiesen hat, wenn auch nur in sehr anfanghafter Weise, mutig weitergehen.*

Wir haben bisher zweifellos zu sehr auf die Verschiedenheiten der Kirchen, auf das, was sie noch trennt, gestarrt und zu wenig auf das geschaut, was sie noch und schon wieder verbindet. Das soll nun freilich nicht heißen, man solle einfach blind sein gegen alles, was uns trennt; aber vielleicht ist manches, was uns trennt, gar nicht so bedeutsam, als wir bisher glaubten. Die Konzilsaussage von der Rangordnung der christlichen Wahrheiten macht uns bewußt, daß sich nicht alle lehrmäßigen und normmäßigen Unterschiede, nicht alle Traditionen, die sich im Laufe einer zweitausendjährigen Geschichte entwickelt haben, kirchenbildend bzw. -trennend auswirken müßten. Im Lauf dieser Geschichte ist ja das Christentum für nicht wenige Menschen so kompliziert geworden, daß es schon deshalb für viele an Glaubwürdigkeit verloren hat. Vielleicht genügt es für die Normalchristen dann wieder, zu glauben, daß Gott uns und der ganzen Welt in Christus Jesus sein Ja, seine Versöhnung und Liebe zugesagt hat. Vieles andere, womit sich Theologen mit Recht beschäftigen, ist ja doch am Ende nur menschliches Gestrüß, um das Geheimnis Gottes und des Menschen in der jeweiligen Sprache und mit den jeweiligen Denksystemen etwas zu artikulieren. Karl Rahner meinte sogar, auf einer Kurzformel des Glaubens, wie sie etwa die im Weltkirchenrat vereinigten Kirchen verbindet, könne Kircheneinheit institutionell hergestellt werden, auch wenn nicht die volle glaubensmäßige und theologische Einheit im einzelnen da wäre. Diese könne vielleicht folgen, aber man könne es „der weiteren geschichtlichen Entwicklung des Glaubensbewußtseins dieser institutionell geeinten Kirche überlassen, ob und wie (sie) sich auf eine positive Rezeption des ganzen expliziten Dogmas der katholischen Kirche hin entwickelt“. Auch jetzt erfassen und realisieren die wenigsten Katholiken all das, was an sich zum amtlichen Glaubens- und Kirchenverständnis gehöre. Kardinal Ratzinger meinte einmal bei einem „Pro oriente“-Gespräch in Wien, man könne im Fall einer Wiedervereinigung den orthodoxen Kirchen nicht eine Primatsauffassung zumuten, die es tausend Jahre in der Kirche nicht gegeben hat.

Wir dürfen auch nicht vergessen, was sich durch und seit dem jüngsten Konzil trotz allem in den christlichen Kirchen geändert hat. Als ich 1933 Kaplan in Bad Ischl wurde, einer Stadt mit etwa 20 % evangelischen Christen, wäre es mir überhaupt nicht eingefallen, mich etwa beim evangelischen Pfarrer vorzustellen, der in naher Nachbarschaft wohnte; und wäre ich einem solchen Einfall gefolgt, hätte ich wohl nicht nur in der eigenen Konfession Schwierigkeiten bekommen, sondern wäre vielleicht auch von meinem evangelischen Kollegen als etwas komisch angesehen worden. Oder man denke an die noch gar nicht so weit zurückliegenden kirchlichen Enuntiationen, in denen von schändlichem Abfall und elender Trennung der von Rom getrennten Christen die Rede war und die reuige „Heimkehr zum gemeinsamen Vater“ gefordert wurde, „der das Unrecht, das sie dem Apostolischen Stuhl (!) angetan haben, längst vergessen hat“. Das alles kann man sich heute kaum mehr vorstellen.

2. *Die christlichen Kirchen, besser gesagt: Konfessionen müssen sich jede für sich, aber auch gemeinsam bemühen, ihren jeweiligen Konfessionalismus auf die Ökumene hin aufzusprengen, ihre konfessionelle Selbstsicherheit abzubauen, indem sie ihre je eigene Position mit dem Wort Gottes, mit den Positionen der anderen und mit den „Zeichen der Zeit“ konfrontieren.*

Sonst hätte man den Eindruck, daß die christlichen Kirchen im Ernst ihren Konfessionalismus gar nicht aufgeben wollen und letztlich doch nur auf die Bekehrung der je anderen zur je eigenen Konfession warten. Das wird zwar nicht mehr so grob gesagt, wie das noch Pius XI. tat, aber es ist eigentlich immer noch so gemeint. Im letzten ist das Unbußfertigkeit, Verweigerung der „Umkehr“ und Ungehorsam gegen den Herrn der Kirche. Ich halte es darum auch für äußerst bedenklich, einfach zu sagen, wie dies der evangelische Bischof Sakrausky getan hat: „Die Kirchen sollen ihre Identität bewahren, bleiben, was sie sind und sich, wie sie sind, gegenseitig anerkennen.“ Schon das II. Vatikanum erwartet sich vom Dialog der Kirchen „eine bessere Erkenntnis der Lehre und des Lebens jeder von beiden Gemeinschaften und eine gerechtere Würdigung derselben“; dabei „prüfen alle ihre Treue gegenüber dem Willen Christi hinsichtlich der Kirche und gehen tatkräftig ans Werk der notwendigen Erneuerung und Reform“, nämlich der je eigenen. Dabei kann man sicher die Wahrheitsfrage nicht einfach ausklammern; aber die Wahrheit, um die es hier geht, muß nicht schlechthin mit der je eigenen konfessionellen Position identisch sein.

Das hieße also Herstellung der vollen Einheit dadurch, daß jede Kirche den Willen Christi besser zu erkennen sucht und sich darnach reformiert; daß jede Kirche „umdenkt“, daß keine Kirche an eine Bekehrung der anderen zu ihrer eigenen Konfession denkt, sondern alle Kirchen und Konfessionen nur an ihre Bekehrung zu Christus hin; oder, wie der orthodoxe Metropolit Maximos einmal sagte: Jeder ökumenische Dialog müsse vom Grundsatz ausgehen, daß es keinen Weg von Kirche zu Kirche gebe, sondern nur den Weg der Kirchen zu Christus hin, also weder Bildung einer Überkirche noch Föderation von Kirchen, noch Aufgesaugtwerden von Kirchen in einer Kirche, sondern Rückkehr aller Kirchen in eine ungeteilte Kirche, was freilich nicht bedeuten kann, daß alle in allem einer Meinung sein müssen. Es gibt vom Anfang des Christentums an verschiedene Interpretationen und Traditionen, die einfach nicht auf einen Nenner gebracht werden können.

Zugrunde liegt jenem verderblichen Konfessionalismus letztlich ein Verständnis von Kircheneinheit als Uniformität und nicht als Einheit in der Vielfalt und als Vielfalt in der Einheit, die nach Patrick V. Dias zur Grundstruktur der Kirche gehört und von der der Ökumenismus nur eine Anwendung ist. Würde man das ernst nehmen, müßte das allein schon zu verschiedenen Kirchentümern auf Grund verschiedener sozio-kultureller, rassischer, sprachlicher, nationaler, theologischer, spiritueller, ritueller, disziplinärer und eben auch konfessioneller Voraussetzungen, Entwicklungen und Traditionen in der einen Kirche führen. Es ist ja grotesk, daß abendländische Christen Afrikanern, Lateinamerikanern, Indern, Japanern, Chinesen, Nord- und Südländern eine abendländische, europäische, lateinische, ja römische Konfession Jahrhunderte hindurch aufoktroiyert haben und es noch tun. Eine sehr bescheidene Ausnahme bilden die unierten Ostkirchen. Der gegenwärtige Papst hat sich jedoch schon vor seiner Afrikareise

jegliche Konfrontation mit afrikanischen Liturgien verboten und wollte nur lateinische Eucharistiefeiern halten. Kardinal Malula erklärte dazu, der afrikanische Ritus sei vor fünf Jahren probeweise erlaubt worden und habe tiefe Wurzeln in Afrika geschlagen: „Man kann ein Volk nicht zwingen, auf eine Liturgie zu verzichten, die geschaffen wurde, um sich selbst treu zu sein.“

3. Vielleicht hilft uns auch die Begegnung mit anderen, nicht nur christlichen Religionen, mit allen ernstlich Glaubenden, ja mit den großen Problemen und Fragen der Menschen überhaupt, die tödliche Enge unseres Konfessionalismus zu überwinden bzw. ihm den rechten Stellenwert zu geben.

Man spricht heute (mitunter auch aus Enttäuschung über das Auf-der-Stelle-Treten des „kleinen“ Ökumenismus, aber auch aus tiefen theologischen Gründen) vom „großen“ Ökumenismus, vom gar nicht zu umgehenden Gespräch aller Religionen, ja – gegenüber dem reinen „Kirchenökumenismus“ – von einem „Säkularökumenismus“, der fürchtet, die dauernde Beschäftigung mit innerkirchlichen und innerchristlichen Problemen könnte die Christen, ja überhaupt die Gläubigen gegenüber der Welt und ihren Problemen blind machen und in ein neues Getto führen. Man beruft sich dabei auf das Kirchenverständnis des II. Vatikanums, das die Kirche Christi in immer weiter ausgreifenden Ringen gesehen und zugleich auf „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“, der Menschheit und der Welt hin geöffnet hat. Das führt u. a. auch zu einer neuen Art, Theologie zu treiben, nämlich zu einer Theologie, die nicht im luftleeren Raum, nicht rein deduktiv, unabhängig von der Situation der Menschen und Völker, von ihrem konkreten Leben und von ihren Erfahrungen in einer konkreten Geschichte und Situation agiert, sondern nur im Kontext der konkreten Geschichte und Situation, im Kontext der Erfahrungen, die man mit der christlichen Tradition nicht nur gemacht hat, sondern heute noch macht. Das ist das Anliegen einer lateinamerikanischen Theologie der Befreiung, der Forderung nach einer afrikanischen, indischen, japanischen Theologie und in der Folge auch einer solchen Verkündigung und Pastoral. Gewiß gibt es hier auch Gefahren, die vermieden werden müssen, aber auch Chancen und Möglichkeiten, die unseren rein europäischen Konfessionalismus aufreißen könnten.

4. Man soll auf allen Ebenen, soweit man kann, noch bestehende antiökumenische Barrieren abbauen und alle Chancen der Zusammenarbeit nützen.

In dieser Hinsicht ist zweifellos seit dem II. Vatikanum viel geschehen, was hier nicht ausgeführt werden kann. Viele Vorurteile, Ressentiments und Diskriminierungen bis in Religionsbücher hinein sind verschwunden. Viele Möglichkeiten, die schon gegeben sind, wurden genutzt. Immer mehr setzt sich der Grundsatz durch: Was gesamtkirchlich (theologisch, gemeindlich und von einzelnen Christen) gemeinsam ökumenisch geplant und getan werden kann, soll auch gemeinsam geplant und getan werden. Auch in allem, was die einzelnen Konfessionen für sich planen und tun, sollten sie die anderen mitbedenken und in einem möglichst frühen Stadium miteinbeziehen. Das sollte für alle ekklesialen Dimensionen gelten, für Verkündigung, Liturgie, die pastorale Planung, Strategie und Aktion, vor allem aber für den diakonischen Dienst in der Gemeinde bis zur Entwicklungshilfe für die Dritte Welt, von der gemeinsamen Jugend- und Bildungsarbeit, Ehe-, Erziehungs- und Familienberatung, Altenpflege und der Sorge um

entsprechend geeignete Führungsorgane bis zur gemeinsamen Bewältigung der großen Welt- und Zeitprobleme, bis zur Arbeit für den Frieden, für das Recht, für den Menschen und gegen Gewalt, Ausbeutung und Haß.

Nach dem Bischof von Trier, Bernhard Stein, mangelt es auf evangelischer und katholischer Seite „an Großmut, Verständnis und Offenheit füreinander“. Evangelische und katholische Christen sollten auf allen Gebieten, wo es erwünscht und gefordert ist, so eng wie möglich zusammenarbeiten. Der Bischof spricht sich sogar für ein gemeinsames Gebet- und Gesangbuch der beiden Kirchen aus. Ein solches Buch sei vielleicht ein ökumenischer Traum, es würde aber die Christen beider Konfessionen einander viel näher bringen, „als wenn da tiefe theologische Diskussionen geführt werden“. Stein regte auch einen „gemeinsamen Katechismus für konfessionsverschiedene Ehen“ an. Auf die Frage, ob juristische Standpunkte die Ökumene behindern, meinte Stein: „Wenn es nach katholischer Lehre sogar eine Dogmenentwicklung gibt, so ist erst recht das rein kirchliche Recht der Änderung und der Anpassung an die veränderten Voraussetzungen der Zeit fähig. Wie sollte es da grundsätzliche Schwierigkeiten geben, über die rechtlichen Voraussetzungen für die Eucharistiegemeinschaft, für gemeinsame sonntägliche Gottesdienste und die pastorale Begleitung konfessionsverschiedener Ehen miteinander ins Gespräch zu kommen?“ Leider träumen Bischöfe so schöne und mutige Träume oft erst, wenn sie aus Altersgründen ihren Rücktritt angeboten haben oder dieser schon angenommen wurde.

Sicher wird man in manchen Dingen verschiedener Meinung sein können; hier spielt wohl auch die lokale Situation eine nicht geringe Rolle. So wird man bei uns wohl mit Recht einen gemeinsamen katholisch-evangelischen Religionsunterricht ablehnen, wie das evangelische Religionspädagoginnen kürzlich getan haben, schon wegen der Minderheitensituation der evangelischen Kirche Österreichs. Wohl aber sollte man deren Anregung aufgreifen, *gelegentlich* gemeinsame Religionsstunden abzuhalten. Auch über die Prioritäten kann man verschiedener Meinung sein. So hat der neue Präses der evangelischen Kirche im Rheinland, Gerhard Brandt, zum oben zitierten Vorschlag Steins gemeint, zunächst sei die Frage zu klären, ob der katholische Partner in einer konfessionsverschiedenen Ehe beim Besuch des evangelischen Gottesdienstes seiner „Sonntagspflicht“ genüge.

5. Das ökumenische Leben sollte eigentlich unten, bei den einzelnen Christen und in den kleinen Gruppen und Gemeinden dieser einzelnen beginnen.

Der evangelische Theologe Helmut Thielicke hat mit Recht kürzlich zur ökumenischen Situation gemeint: „Durchbrüche gibt es nur an der Basis.“ Das „nur“ ist sicher bedauerlich, dennoch ist die Basisarbeit die Voraussetzung für alles andere. Und warum manches „oben“ nicht gelingt oder kein Echo findet, gründet sicher darin, daß auch „unten“ die Voraussetzungen noch zu verschieden sind und von ökumenisch äußerst aktiven Gruppen und Gemeinden über mehr oder minder gleichgültige bis zu den hoffentlich doch abnehmenden, aber noch vorhandenen traditionalistischen Basisgruppen reichen, die am liebsten die alten Gehässigkeiten weiter pflegen würden. Heinz Georg Koch hat kürzlich „die Relativierung, nicht Beseitigung konfessioneller Differenzen auf eine vielgestaltige Einheit hin“ betont, „in der Traditionen weder verschleudert noch versteinert werden“, sondern, so könnte man hinzufügen, auf ihren wahren Stellenwert zu-

rückgeführt werden. Das gilt vor allem auch für die Christen an der Basis. Koch verweist dabei auf das Wort des katholischen Soziologen Franz Xaver Kaufmann: „Man versteht sich nicht als Katholik und Protestant, sondern als katholischer und evangelischer Christ, sofern man mit dem Christentum noch etwas im Sinn hat.“

Das scheint eine Minimalforderung zu sein, es ist aber mehr als es scheint. Hier an der Basis muß sich auswirken, wovon vorhin *als von gemeinsamer Planung und Aktion* die Rede war. Nur hier kann und muß die Ökumene konkret werden, kann und muß gemeinsam auf Gottes Wort gehört, gebetet, Koinonie eingeübt und Menschen geholfen werden. Solche Möglichkeiten werden natürlich gefördert durch Pfarrgemeindeordnungen, wie sie etwa von der Linzer Diözesansynode schon vor mehr als zehn Jahren beschlossen wurden, nach der „auch Mitglieder anderer christlicher Kirchen auf ihren Wunsch mit entsprechenden Rechten und Pflichten am Leben der Pfarrgemeinde teilnehmen können“. Voraussetzung müßte freilich die Gegenseitigkeit sein, wenn das nicht zum Verdacht des Proselytismus führen soll.

Von großer Bedeutung für diesen Basisökumenismus könnte in gemischtkonfessionellen Gebieten die Basisbewegung werden, die sich von Lateinamerika aus allmählich auf die ganze Welt ausbreitet, wenn auch sinnvollerweise nur in Formen, die der betreffenden Landeskirche und ihren Voraussetzungen angepaßt sind. Johann B. Metz hat in diesem Sinn auch für Europa das Gemeindemodell einer nachbürgerlichen Basis- oder Initiativkirche vor Augen, in der sich die bisher von oben „Betreuten“ nicht mehr als solche benehmen, sondern sich als mündige und aktive Glieder einer offenen Kirche verstehen. Hier entsteht Gemeinschaft der Glaubenden, Bewegung des Geistes von unten; hier versteht sich Amt auf allen Ebenen als Dienst, nicht als Herrschaft; hier könnte brüderliche Partnerschaft, Solidarität und alternative christliche Praxis eingeübt und erprobt werden; hier könnten Christen verschiedener Konfessionen gemeinsam zu tun beginnen, was Jesus von ihnen erwartet. Besondere Möglichkeiten haben hier Personalgemeinden, etwa Studentengemeinden, aber nicht nur sie, weil deren Mitglieder von vornherein gewisse Grundauffassungen gemeinsam haben.

So könnte es unter entsprechenden Voraussetzungen allmählich zu gemischtkonfessionellen Gemeinden kommen. Sie können zwar derzeit noch keine von den Kirchenleitungen anerkannte Vollgemeinden bilden, weil sie noch nicht alles gemeinsam tun können, was eine christliche Vollgemeinde tun muß. Aber als Teilgemeinden sollte man solche ökumenische Gruppen jetzt schon anerkennen, wenn das Einverständnis der zuständigen Gemeindevorsteher der betreffenden Konfessionen gegeben ist. Konsequenter müßte man solche Gemeindebildungen freilich allen beteiligten Konfessionen unter gleichen Voraussetzungen zubilligen.

Die evangelische Epiphaniaskirche und die katholische St. Michaelskirche in Frankfurt haben bereits eine gemeinsame ökumenische Gemeindevertretung von je sechs Mitgliedern, darunter je einem Theologen. Je umfassender und intensiver das gemeinsame Planen und Tun wird, desto mehr sind solche Gemeinden auf dem Weg zu einer Art Dachverband von Gemeinden verschiedener Konfessionen, wobei diese als solche erhalten bleiben, aber ihre konfessionelle Tätigkeit auf das beschränken, was unter den gegebenen Umständen noch oder überhaupt konfessionell getrennt geschehen muß oder soll. Auch solche

Versuche gibt es schon. So hat das Niederländische Pastoralkonzil schon vor Jahren die Errichtung solcher Gemeinden vorgeschlagen, um „eine Untergrundkirche der pastoralen Einheit“, eine von den Kirchenleitungen unabhängige „dritte Konfession“ zu vermeiden. Auch in Lausanne bildeten junge Menschen eine „paroisse oecuménique des jeunes“. Da man die Eucharistie an getrennten Tischen feierte, wurde der Versuch auch kirchlich genehmigt, allerdings dann „aus dogmatischen und pastoralen Gründen“ untersagt. Wie die letzte Stufe aussehen soll, hängt von der Vorstellung der Kircheneinheit ab, die man anstrebt. Das mindeste wäre die Möglichkeit der Interkommunion. Davon wird noch die Rede sein.

6. Unerlässlich ist für die ökumenische Bewegung und die Vorbereitung der Kircheneinheit die bi- und multilaterale Arbeit der Theologen, das gemeinsame Studium der noch offenen theologischen, pastoralen und disziplinären Fragen.

Hier ist *gemeinsame Forschungsarbeit* in Studienzirkeln und Kommissionen notwendig, wie sie der Weltkirchenrat schon längst pflegt und in letzter Zeit auch in Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche oder von dieser selbst initiiert. Ausgangspunkt müsste die Erkenntnis sein: „Die christlichen Kirchen haben begreifen gelernt, daß Lehraussagen keine abstrakten Lehrsätze mit objektiver außergeschichtlicher Eigenexistenz sind. Lehraussagen sind Ausdruck des Selbstverständnisses der Kirchen, das durch göttliche Offenbarung zustande gekommen ist.“

Von größter Bedeutung für die Zukunft ist auch der Ökumenismus in der Theologenausbildung. Gemeinsame Vorlesungen, Seminare, Kurse, Lehrstühle, Bibliotheken gibt es schon. Man denke auch an das zweite Ökumenische Direktorium des römischen Einheitssekretariates.

Hier geschieht tatsächlich schon viel, und man hat den Eindruck, daß die Theologie schon viel weiter ist als die Kirchenleitungen. Die theologische Arbeit nützt nämlich nicht viel, wenn deren Ergebnisse von den zuständigen Kirchenleitungen nicht zur Kenntnis genommen werden, ja wenn diese geradezu verärgert reagieren und nur wiederholen, „was sie schon immer gesagt haben“. Ein negatives Musterbeispiel war die Reaktion der Glaubenskommission der Deutschen Bischöfe auf das Memorandum der Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Universitätsinstitute zur „Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter“.

7. Trotz all der als Voraussetzung unbedingt notwendigen ökumenischen Bemühungen in der Theologie und an der Basis der Kirchen kann das eigentliche Ziel der Ökumenischen Bewegung, nämlich die Kircheneinheit, letztlich nicht ohne oder gar gegen die Kirchenleitungen erreicht werden, sondern nur mit ihnen und durch sie.

Von den Kirchenleitungen wäre nach ihren eigenen Worten eigentlich zu erwarten, daß sie den „Konfessionalismus“ abzubauen versuchen und die ökumenische Bewegung fördern und nicht hemmen. Dennoch haben immer mehr Menschen den Eindruck, daß sich die sachliche Kluft zwischen den Konfessionen eher vertieft. Gewiß ist auch hier seit dem II. Vatikanum viel an Klimaverbesserung geschehen; die Besuchs- und Begegnungsökumene dauert an. Dennoch überwiegen auf römischer Seite bald nach dem Tod Johannes XXIII. wieder die Warnungen vor einem „billigen“ Ökumenismus „auf Kosten der geoffenbarten Wahrheiten“, vor „interkonfessionellem wie doktrinellen Indifferentismus“.

Paul VI. sprach wiederholt von „unüberwindbaren Schwierigkeiten“, von seiner „Sorge über bestimmte Fakten und Schriften“ trotz der guten Absichten und ökumenischen Motive: Einheit gebe es nicht „ohne jene Autorität und jenes Charisma der Einheit, die Wir für das göttliche Vorrecht Petri halten“. „Gott möge Unseren Schwesterkirchen die Gnade gewähren, das begonnene Werk auf die volle Einheit hin zu Ende zu führen.“ Als ob *wir* dieser Gnade nicht bedürften! Vor allem aber haben die Erklärung der Glaubenskongregation „Mysterium ecclesiae“ vom 24. 6. 1973 und die im Zusammenhang damit abgegebenen Stellungnahmen, die katholische Kirche sei „die einzige Kirche Christi“, heftigste Reaktionen bis hin zum Weltkirchenrat ausgelöst. Selbst römische Stellen gaben zu, daß einige Passagen hätten „glücklicher formuliert werden können“.

Es fällt auf, daß gerade in letzter Zeit von den Kirchenleitungen her, auch diözesan, zu Geduld gemahnt und vor Ungeduld gewarnt wird; von ökumenischer Stagnation könne keine Rede sein. Gerade das scheint mir bedenklich und von der Angst bestimmt, es könnte nun wirklich etwas geschehen. Es bedarf nicht nur der ökumenischen Geduld, sondern viel mehr der ökumenischen Ungeduld. Und es gibt auch „prophetische Zeichen“ im Sinne Jesu, die noch nicht die volle Deckung der betreffenden Kirchenleitungen haben; der Geist Jesu und seines Vaters läßt sich ja wirklich nicht immer nur auf diese nieder.

Ein Beispiel ist die konstante Ablehnung der Interkommunion, der Eucharistiegemeinschaft, ja selbst der „eucharistischen Gastfreundschaft“, der „offenen Kommunion“ in bestimmten Fällen (etwa bei konfessionsverschiedenen Ehen) für Christen anderer Konfessionen mit der Behauptung, das alles sei erst nach Wiederherstellung der vollen Kircheneinheit und als deren Krönung möglich, wiewohl selbst das Ökumenismusdekret sagt, durch das Sakrament der Eucharistie werde „die Einheit der Kirchen bezeichnet und bewirkt“.

Auch nicht wenige Theologen sind der Meinung, die eucharistische Gemeinschaft könnte ein wichtiges Glied auf dem Weg zur vollen Einheit sein. So vertritt Heinrich Fries die Ansicht, daß die eucharistische Gemeinschaft die Glaubenseinheit fördern könnte. Albert Ebner berichtete von einer ökumenischen Tagung „Eucharistie und Ökumene“, nach der die Basis der Laien noch stärker als die Theologen nach einer offeneren Abendmahlsgemeinschaft drängt. Sie laufen zum Teil den langen Diskussionen der Theologen davon. Eine alte Frau fragte: „Wenn Jesus da wäre, was würde er sagen? Bei wem würde er einkehren? Bei Karol Woytila? Bei Josef Ratzinger? Bei Joachim Heubach oder bei Mutter Teresa von Kalkutta?“ Der evangelische Bischof Heubach antwortete auf echt spirituelle Weise: „Diese Frage macht mich hilflos. Ich kann nicht antworten. Ich kann nur sagen: Beten Sie für uns Bischöfe. Der Teufel sitzt auch in den Kirchenleitungen.“ Ein besonderes Problem stellt sich, wie schon angedeutet, bei den konfessionsverschiedenen Ehen. Selbst der Präsident des römischen Einheitssekretariates, Kardinal Willebrands, hat sich in letzter Zeit wiederholt, auch in der Vollversammlung der letzten Bischofssynode über die Familie, für eine konkrete Mischehenpastoral eingesetzt, und er verwies dabei auf die sich annähernden Auffassungen der katholischen, anglikanischen, lateinischen und reformierten Kirchen hinsichtlich des Ehesakramentes. In diesem Stadium der Diskussion sei es an der Zeit, sich auch mit dem dringenden Wunsch der in einer Mischehe lebenden Christen nach einem gemeinsamen Empfang der Eucharistie neu und umfassend auseinanderzusetzen.

Schon 1954 hatte übrigens der Weltbund der reformierten Kirchen die Weisung gegeben: „Wir laden die Glieder aller dieser Kirchen (die Christus als Herrn und Heiland bekennen) zum Tisch unseres gemeinsamen Herrn ein und heißen sie freudig willkommen.“ In seiner Begrüßungsrede an den Papst erklärte der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof Eduard Lohse: „Weil die Kirche Jesu Christi nicht ihre eigenen Gedanken zu verkündigen, sondern den Auftrag des Herrn zu erfüllen hat, darum heißen wir in unseren Gottesdiensten jedermann willkommen und weisen wir auch Christen anderer Konfessionen nicht vom Tisch des Herrn zurück, wenn sie im Vertrauen auf seine Verheißung an der Feier der Eucharistie teilnehmen möchten . . . Wir warten mit geduldiger Hoffnung darauf, daß auch von Seiten Ihrer Kirche die offene Einladung ausgesprochen werden möchte, daß wir als Gäste und Freunde bei der Feier der Eucharistie willkommen sind, ohne deshalb die eigene kirchliche Zugehörigkeit preiszugeben.“ Er betonte, daß ja letztlich „nicht wir, sondern der Herr zur Feier seines Mahles einläßt“.

Katholischerseits gestattet das Ökumenische Direktorium von 1967 in Todesgefahr oder in dringender Not auch reformatorischen Christen den Empfang der katholischen Eucharistie und Krankensalbung; der Katholik kann unter ähnlichen Umständen die Sakramente freilich nur von einem gültig geweihten Priester empfangen. Als Begründung wird angeführt, daß „die Sakramente sowohl Zeichen der Einheit wie Quellen der Gnade sind“. Noch weiter ging die Synode '72 der Schweizer Katholiken, die am 1. Februar 1975 mit dem Placet der Bischofskonferenz den Tisch der Eucharistie jenen nichtkatholischen Christen, die aus dem gleichen eucharistischen Glauben wie die katholische Gemeinde leben, aber wegen physischer und moralischer Unmöglichkeit die Kommunion in der eigenen Gemeinde nicht empfangen können, öffnete. Bezüglich der Teilnahme eines Katholiken am evangelischen Abendmahl erklärte die Synode: „Falls ein Katholik in einer Ausnahmesituation und nach Abwägung aller Gründe zur Überzeugung kommt, daß er nach seinem Gewissen zum Empfang des Abendmahles berechtigt sei, kann ihm das nicht notwendigerweise als Bruch mit der eigenen kirchlichen Gemeinschaft ausgelegt werden.“

Das Unbehagen an der ökumenischen Situation und die wachsende Resignation darüber drängen nicht nur, wie schon erwähnt, zum „großen“ oder „Säkularökumenismus“, sondern auch zu eher utopisch anmutenden Vorschlägen, für die die Zeit gerade wegen der geschilderten Situation kaum reif ist und die darum wohl von vornherein zum Scheitern verurteilt sind. Schon 1968 auf der vierten Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Uppsala, also bald nach dem Konzil, in einer noch viel offeneren Situation, und dann wiederholt von den großen protestantischen Weltbünden, auch in einem gemeinsamen Hirtenbrief der altkatholischen Bischöfe der Niederlande, wurde die Forderung eines „universalen Konzils“ laut, bei dem sich die christlichen Kirchen um den Papst als Primus inter pares versammeln. Lukas Vischer hatte schon damals als Voraussetzung die ausdrückliche Versöhnung der Kirchen, die Eucharistiegemeinschaft und das Bewußtsein einer nicht zentralistisch, autoritaristisch und uniformistisch verstandenen Zusammengehörigkeit gefordert. Von solchen Voraussetzungen sind wir heute weiter denn je entfernt.

Damit aber stehen wir vor einem letzten Problem, dem wir uns noch zuwenden wollen: Welche Kircheneinheit ist angesichts der konkreten Situation überhaupt

möglich bzw. wünschenswert? Und wie soll denn konkret die „volle Einheit mit der katholischen Kirche“ in Lehre, Disziplin und Struktur aussehen, die den anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften auch nach dem Ökumenismusdekret noch fehlt?

8. Aus einer nüchternen Betrachtung der Realität kommen nicht wenige Menschen zur Überzeugung, daß das unmittelbar anzustrebende Ziel der Ökumenischen Bewegung nur ein Weltkirchenbund oder -verband sein kann, dessen Mitgliedskirchen einander ertragen, achten und voneinander lernen, ein vertraglich festgelegtes, aber nicht unabänderliches Maximum der Zusammenarbeit bei genau umgrenzten Aufgaben leisten, die auch die gegenseitige Abendmahlsgemeinschaft pflegen und im übrigen völlig autonom bleiben.

Endziel wäre eine echte Kircheneinheit, freilich nur im Sinne einer Bundeskirche, in der die Gliedkirchen eine weitgehende Autonomie mit eigener Führung haben und behalten müßten. Die Leitung der Bundeskirche müßte ein kollegiales Gremium innehaben, dem die Leiter der Gliedkirchen angehören müßten und dessen Beschlüsse für die Bundeskirche nur verbindlich sind, wenn sie einstimmig gefaßt werden. Den Vorsitz des Kollegiums sollte, der Tradition entsprechend, der Bischof von Rom innehaben.

Nur so scheint es bei der gegebenen Lage möglich zu sein, die konfessionellen Traditionen zu bewahren, die Jahrhunderte hindurch gewachsen sind und, gewiß neben manchen Fehlentwicklungen bei allen Konfessionen, altes christliches Erbgut bewahrt oder wiederbelebt haben und die auch bei einer Kircheneinheit nicht eingeebnet werden noch verschwinden dürften. Nur so scheint Einheit in Vielfalt und Vielfalt in Einheit garantiert zu sein. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, daß die Gliedkirchen des Weltkirchenbundes bzw. der Bundeskirche weiter voneinander lernen und sich in manchen Dingen auch einander noch mehr annähern. Je mehr sie ihren eigenen Konfessionalismus und ihre eigene Unbußfertigkeit ablegen und ihre je eigene Reform betreiben, desto eher werden solche Dinge gelingen; aber das muß eine Sache der freien Entwicklung bleiben. Auf keinen Fall aber darf es zu einer zentralistischen, absolutistischen, monokratischen, uniformen „Einheitskirche“ kommen, in der alle Entscheidungsgewalt bei der Zentralverwaltung liegt und die letztlich einem Diktat der römisch-katholischen Konfession über alle anderen gleichkäme. Eine solche Einheit hätte, selbst wenn sie unter gewissen äußeren Zwangsbedingungen zustandekäme, keinen Halt. „Der Typus der Einheitskirche kann nicht der Typus der Kircheneinheit sein.“

Das alles würde freilich eine völlig neue Kirchenordnung voraussetzen, die das Mindestmaß von Einheit in Lehre und Leben festlegt, aber auch ein Maximum von Vielfalt und Autonomie mit allen gesamtkirchenrechtlichen Konsequenzen garantiert. Das würde innerhalb der einzelnen Konfessionen, aber auch gesamtkirchlich im Fall einer echten Kircheneinheit eine ganz neue Vielfalt nach Kulturräumen und Kontinenten, etwa in der Form neuer Patriarchate, zur Folge haben. Das würde auch eine völlig andere Primatspraxis verlangen und bedeutete eine kollegiale Primatsausübung, die jetzt schon manche Theologen für die katholische Kirche allein als theologisch durchaus möglich ansehen, wie ja auch die römische Ortskirche ähnlich der von Korinth und anderswo nach dem ersten Klemsbrief und dem ignatianischen Römerbrief wohl noch kollegial von einem Presbyterium geleitet wurde. Umso mehr wäre das für eine Weltkircheneinheit

vorstellbar. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch die derzeitige Primatspraxis weithin ein Produkt geschichtlicher Entwicklung ist und daß ein Mann bei der heutigen komplexen Weltsituation, wenn auch gestützt auf das Urteil einiger, freilich von ihm selbst ausgewählter Berater, in allen Fragen die beste Antwort zu geben imstand sein kann. De Vries verweist darauf, daß der Primat auch früher weit mehr an synodale Formen gebunden war, daß ein Gericht über den Papst selbstverständlich möglich war und die absolute „Unrichtbarkeit“ des Papstes und andere Eskalationen des Primates eigentlich eine sehr späte Sache waren. Für ein „Prima sedes a nemine iudicatur“ (Kanon 1556) wäre in der Verfassung eines Weltkirchenverbandes oder einer Bundeskirche kein Platz mehr. Ein Weltkirchenverband könnte durch allmähliche Erweiterung der schon bestehenden nationalen oder auch übernationalen Teilkirchenverbände oder „Kirchenräte“, denen zum Teil auch schon katholische Landeskirchen angehören, vorbereitet werden. In Richtung „Bundeskirche“, ja sogar etwas darüber hinaus und darum wohl eher unrealistisch, weist ein Vorschlag des katholischen englischen Bischofs Christopher Butler für eine „Vereinigte Kirche von Anglikanern und Katholiken“ mit zwei Patriarchaten nach englischem und katholischem Ritus unter dem Primat des Papstes. Auch einige schon bestehende Kirchenunionen in manchen Ländern, etwa die „Kirche in Südindien“, die „Kirche von Nordindien“, aber auch europäische Teilunionen weisen in diese Richtung, freilich ohne jegliche Unterordnung unter den Papst.

Der katholische Ökumeniker Peter Lengsfeld sieht als konkrete Zukunftsmöglichkeit die Union mehrerer Gliedkirchen: der anglikanischen, lutherischen, reformierten, lateinisch-katholischen, orthodoxen Tradition, in einem kollegial verwalteten Kirchenverband, der eine gewählte *nationale* Spitzenrepräsentanz hätte, kontrolliert von einem nationalen Kirchenparlament, und eine *internationale* Spitzenrepräsentanz, kontrolliert (eventuell auch kollegial) von einem (aus mehreren Personen bestehenden) Papstamt, das nur für die gesamte Christenheit spricht, wenn es einstimmig handelt. Die Konfessionsdifferenzen würden fortbestehen. Dies wäre wohl ein „Kirchenverband“ schon in Richtung auf eine „Bundeskirche“.

Auch in dem Memorandum „Mehr ökumenische Gemeinschaft“ von 33 bedeutenden Protestanten werden evangelische Vorstellungen von der Einheit der Christen geäußert. Die anzustrebende Einheit wäre danach nicht durch eine Gleichschaltung der Konfessionen zu einer Einheitskirche zu erreichen, sondern nur in einem Prozeß ökumenischer Gemeinschaft, wobei „sich dann alle Konfessionen als Teilkirchen der einen Kirche Christi“ verstünden. Für evangelische Christen könne es „Gemeinschaften mit, aber nicht unter dem Papst“ geben. In einem „Wort des evangelischen Bundes anläßlich des bevorstehenden Papstbesuches“ hat sich der Zentralvorstand hinter die Absichten des Memorandums gestellt und die Christen der BRD, insbesondere die katholische Öffentlichkeit, gebeten, die Gedanken und Vorschläge dieses Memorandums aufzugreifen, damit die ökumenische Gemeinschaft weiter gefördert werde. Wir können nichts Besseres tun, als uns dieser Bitte anzuschließen.